

Mein bester Freund

Bob

Was
ich vom
Streuner
über
das Glück
gelernt habe

JAMES BOWEN

Vertrauen in Freunde zahlt sich aus

Mein Magen war in hellem Aufruhr, als ich Bob vor die Scheinwerfer und Kameras führte, die man in einer Seitenstraße zwischen Bow Street und Drury Lane aufgebaut hatte.

Es war zwei Wochen nach Beginn der Dreharbeiten zu *Bob der Streuner*, und der Regisseur Roger Spottiswoode wollte unbedingt mit Bob experimentieren und ihn in einer Szene auftreten lassen. Ich war unsicher gewesen, doch Roger und der Produzent Adam Rolston hatten mich überzeugt, dass dies eine gute Gelegenheit wäre.

Die Szene, die sie ausgewählt hatten, zeigte Luke Treadaway, den Schauspieler, der meine Rolle spielte, wie er auf dem Pflaster sitzt und Gitarre spielt. Es war eine Szene, die Bob in- und auswendig kannte – er hatte sie jahrelang mit mir gelebt.

Doch als ich ihn an seinen Platz führte, quälten mich Zweifel. Vor allem stellte sich natürlich die Frage, war er bereit mitzuspielen? Und selbst wenn, wäre er imstande, es zu tun? Ich wollte niemanden enttäuschen. Und ich wollte ganz bestimmt nicht die teure Zeit der Filmcrew verschwenden.

Die Kameras hatten kaum angefangen zu drehen, als Bob etwas Erstaunliches tat. Während der Strom von Komparsen vorbeiging und klingelnde Münzen in den Gitarrenkasten fallen ließ, fing Bob an, jedem Einzelnen zuzunicken – als wollte er »Danke!« sagen.

Die Gesichter der Filmcrew waren ein Bild für die Götter. Man konnte ihnen ansehen, wie sie sich alle die gleiche Frage stellten: »Hab ich das gerade wirklich gesehen?« Sie hatten. Und bei der nächsten Einstellung sahen sie es erneut, und bei der darauffolgenden noch einmal.

Von jenem Tag an erschien Bob in so vielen Szenen wie nur irgend möglich. Er arbeitete neben einem Team von ausgebildeten roten Katzen, die eigens aus Kanada hergebracht und trainiert worden waren, um die schwierigeren Action-Szenen zu übernehmen. Diese Einstellungen konnte Bob nicht. Sie blieben seinen »Doppelgängern« überlassen.

Während jener wenigen surrealen Wochen lernte ich eine Menge. Doch die Lektion, die Bob mir an jenem Abend beibrachte, war vielleicht eine der wichtigsten. Hab Vertrauen. Glaub an die Menschen, die an dich glauben. Wenn du das tust, zahlen sie dir dieses Vertrauen zurück.

Einen richtigen Freund kann man nicht verlieren

*I*m Verlauf der Jahre, die wir miteinander verbracht haben, ist Bob zweimal weggerannt. Beide Zwischenfälle ereigneten sich ziemlich am Anfang unserer gemeinsamen Zeit – und beiden war vorangegangen, dass Bob Angst bekommen hatte. Beim ersten Mal wegen eines kostümierten Straßenkünstlers und beim zweiten Mal wegen eines ausgesprochen aggressiven Hundes.

Wir fanden uns bei beiden Gelegenheiten wieder, doch das heißt nicht, dass die Trennungen nicht schrecklich gewesen wären. Während der – Gott sei Dank – kurzen Zeiträume fühlte ich einen quälenden Schmerz, als wäre mit einem Teil von mir etwas nicht in Ordnung. Erst später wurde mir bewusst, was das bedeutet.

Die einzigen Freunde, die man verlieren kann, sind jene, die in Wirklichkeit keine richtigen Freunde sind.

Einen richtigen Freund kann man niemals verlieren. Selbst wenn man getrennt ist: Diese Freundschaft lebt in einem weiter. Sie ist ein Teil von jedem der Freunde. Sie geht nicht weg.

Zweiter Teil:
Leben und leben lassen –
Was wir brauchen, um glücklich zu sein



Wir alle sind auf der Suche nach einem glücklichen Leben. Aber wie und wo finden wir es? Was sind die Grundbausteine, die unbedingt notwendigen Zutaten für eine zufriedene und erfüllte Existenz? Mit anderen Worten, was brauchen wir, um glücklich zu sein?

Darüber habe ich in den vergangenen zehn Jahren mit Bob sehr viel nachgedacht. Und er hat mir den Weg zu einigen Antworten gezeigt.

Wir alle möchten beachtet werden

*N*achdem Bob und ich uns aneinander gewöhnt hatten, war es sein größtes Vergnügen, wenn er gestreichelt oder wenn Aufhebens um ihn gemacht wurde. Ich hatte den entschiedenen Eindruck, dass er sehr lange unbeachtet geblieben war, dass man ihm die Aufmerksamkeit verwehrt hatte, nach der er sich sehnte.

Es stimmte mich froh, dass ich ihm diese Aufmerksamkeit geben konnte, doch es machte mich auch traurig, mir vorzustellen, wie es früher ausgesehen hatte. Immer wieder stellte ich mir sein bisheriges Leben vor, sah ihn vor mir, wie er in Gassen schlief und von den Menschen ignoriert wurde. Keinerlei Aufmerksamkeit erhielt.

Es fiel mir nicht schwer, mir vorzustellen, wie sich das anfühlte. Ich kannte dieses Gefühl ja nur allzu gut von meinem eigenen Leben auf der Straße. Genau wie er war auch ich ignoriert und an den Rand gedrängt worden. Ich war verschwunden, einfach unsichtbar geworden. Und so verstand ich auch seine Freude, bei mir zu sein. Sie war eine Reaktion auf das Gefühl, etwas Besonderes für mich zu sein. Etwas Spezielles.

Wir alle möchten beachtet werden. Wir alle sehnen uns nach dem Gefühl, wichtig zu sein. Gebraucht zu werden.